Sabine Roidl

Intensiv

Die schwarzen Vögel sind in meine Nacht getaucht. Ihre Schnäbel picken an meinen Füßen, sie kreischen, die Krallen kratzen über die Beine, sie schlagen mit den Flügeln, fliegen an mir hoch und reißen mir das Fleisch von den Schultern.

«Haben Sie Schmerzen?»
Ich öffne die Augen und sehe in das Gesicht des Pflegers über mir.
«Die Vögel», sage ich und muss fast weinen, «sie kratzen an meinen Beinen!»
Pfleger Michael sagt, das sei Juckreiz von der Narkose.
«Aber sie reißen mir das Fleisch von den Schultern»
«Durch die Operation haben sich Gase im Bauchraum angesammelt, die steigen nach oben und sammeln sich am höchsten Punkt. Am Schulterbogen. Der Schmerz ist heftig, aber vergeht schnell wieder»
«Aber die Vögel, sehen Sie doch, immer mehr stürzen auf das Fenster zu»
«Das sind nur Regentropfen, die auf der Scheibe zerplatzen, es ist eine stürmische Nacht.«
«Und wenn es doch die schwarzen Vögel sind?»
«So oder so: Das Fenster bleibt zu heute Nacht», sagt Michael und ich traue mich nicht, ihm noch einmal zu widersprechen. Er nestelt an meinem Hals, ich höre Plastik klicken.
«Drückt das?»
»Nein»
«Ich mache trotzdem ein paar Schläuche weg, wir brauchen nicht so viele»
«Habe ich denn genug?«
»32 sind es insgesamt»

«Das wird wohl reichen»
Michael deckt mich wieder bis unters Kinn mit dem dünnen blauen Tuch zu und ich sehe auf die Wand gegenüber. In der Glasscheibe zum Zimmer nebenan spiegelt sich die Steuerzentrale meines Raumschiffs: Links oben blinkt ruhig ein blasslila Herz, darunter läuft ein digitaler Schnürsenkel in gleichmäßig zitternden Bewegungen über die ganze Fläche. Ich sehe Monitore, Kabel, Knöpfe und große Spritzen, die mit bunten Limonaden gefüllt sind. Manchmal legt Michael einen Hebel um und eine der Spritzen leert sich, die Flüssigkeit läuft in einen der Schläuche an meinem Hals.

Einmal hatte ich große Schmerzen und eine hellblaue Limo wurde mir direkt in einem der Schläuche am Hals gespritzt. Ich schlief sofort ein und träumte von einer Welt, in der es nichts gab außer Liebe und Güte. Später fragte ich nach, ob ich nochmal etwas davon haben könnte und Michael erkundigte sich, ob ich denn Schmerzen habe. Das nicht, sagte ich, aber ich wollte jetzt immer so schöne Träume haben. Wir warten noch ein wenig, sagte er und drückte er mir einen Schalter in die Hand. Er sagte, es sei mit einer Pumpe verbunden, damit könne ich mein Schmerzmittel selbst dosieren, ich müsste nur auf den Knopf drücken. Ich drücke den Knopf und ein Quittungston erklingt, aber sonst passiert nichts. Vermutlich haben sie hier auf der Intensivstation einen ganzen Schrank voll mit Patientenspielzeug und schöne Träume macht dieser Schalter auch nicht. Ich drücke ihn aber trotzdem oft, so habe ich was zu tun, außer dem täglichen Training.

Erst kommt der Physiotherapeut und ich muss mit den Zehen wackeln und die Beine nacheinander aufstellen und wieder hinlegen. Dabei hilft er mir ein wenig, aber das Zehengewackel kriege ich alleine hin. Später kommt der Lungentrainer: Er hält sich ein Papiertuch vor die Nase und pustet, bis das Tuch waagrecht in der Luft steht, dann bin ich dran. Ich puste, und er

sagt: noch ein bisschen. Ich atme ganz lange aus, bis das Tuch sich endlich bewegt. Gut so, sagt er dann.

Die Tür zum Flur ist offen, ich höre Stimmen. Eine Frau trägt eine Rakete auf dem Rücken, Notarzt steht in Neonbuchstaben darauf. Sie löst die Schulterträger, Regen tropft von ihrer Nase. Sie spricht zu jemanden, den ich nicht sehen kann: «Da ist einer mit dem Moped untern LKW gekommen, Mannomann, der war total zermalmt. Ist noch Kaffee da?»

Michael zieht die Tür zu, ich schlafe ein und wache wieder auf, als ein neues Raumschiff hereingeschoben wird; der Körper hebt sich kaum ab unter dem blauen Tuch: Das muss der Zermalmte sein. Sie schieben ihn neben mich, der Vorhang zwischen uns wird zugezogen. Seine Steuerzentrale wird angeschlossen und bald darauf blinken in der Scheibe gegenüber zwei blasslila Herzen im jeweils eigenen Takt.

Ruhig blubbert der Sauerstoff hinter uns. Ich sehe zum Fenster: Tatsächlich waren es nur Regentropfen auf der Scheibe. Es regnet nicht mehr und der Mond beleuchtet die Wolken, die schnell vorbeiziehen. Wie weich sie aussehen. Sie hätten es uns in der Schule nicht sagen sollen, dass man nicht auf Wolken klettern kann, so könnten wir unser ganzes Leben davon träumen, wie es wohl wäre, über diese Wattebäusche zu laufen. Als ich ein kleines Mädchen war, habe ich gerne in die Wolken geguckt.
Einmal war ich mit den anderen Kindern beim Schwimmen in dem See hinter unserem Dorf und als die anderen schon in ihre Handtücher gewickelt im Gras saßen und Marmorkuchen futterten, schwang ich mich noch am Ast der alten Birke, die schief am Ufer stand, über den See, tauchte die Hand in das frische Wasser und stieß mich am Stamm wieder ab. «Die macht mal wieder einen auf cool», hörte ich einen sagen, und ich drehte mich immer schneller, bis das Sonnenglitzern auf dem Wasser zu einem Lichterstrudel verschmolz. Ich ließ den Ast los und tauchte ein. Kühl

und dunkel umschloss mich das Wasser, ich tauchte auf, legte mich auf den Rücken und ließ mich treiben.

Ich habe damals in die Wolken gesehen, so wie ich das jetzt auch tue: Der Mond treibt eine Horde Schäfchen vor sich her, ein Kamel mit Zahnfleischproblemen folgt einem umgedrehten Suppenteller. Von hinten kommt ein Käsebrot, das Kamel mit den Zahnfleischproblemen zieht die Unterlippe lang und es tropft eine Erdbeere aus seinem Auge. Die Erdbeere wird zum einflügeligen Schmetterling, der zieht weiter und ich muss kichern. Auch neben mir gluckst es, das muss der Zermalmte sein. Vielleicht hat er es auch gesehen.